

Rainer Weiss

Artur Becker, der Meister des Dialogs

Laudatio zur Verleihung des DIALOG-Preises 2012

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

als im Jahre 1985 ein damals 16jähriger Pole die deutsche Grenze passierte, um seinen Eltern zu folgen, die sich – schon einige Zeit davor – in der Nähe von Bremen niedergelassen hatten, konnte gewiss niemand, der das Zugabteil mit ihm teilte, ahnen, dass hier ein junger Mann, ausgestattet mit einigem Mut und einer guten Portion Selbstbewusstsein, angetreten war, um nichts Geringeres zu erobern als die – Welt. Er hatte ein paar Platten dabei, ihn elektrisierende Musik, ausreichend Zigaretten, ohne die man damals als Künstler nicht gelten konnte, die Briefe seiner schönen Freundin Magdalena, die in Polen geblieben war, sowie einige polnische Gedichte, die er selbst verfasst hatte. Hier war also ein polnischer Lyriker von Ost nach West unterwegs, der für sich eine Zukunft im öden Sozialismus nicht sehen konnte. Man darf demnach sagen: Artur Becker, so hieß der 16jährige mit dem Lockenhaar und den trotzigem Augen, hatte die Liebe, die Leidenschaft und die Sehnsucht im Gepäck. Und noch etwas führte er mit sich: einen Sack voller Erinnerungen an seine Heimat in Masuren, an die Menschen, die er, selbst soeben erst der Pubertät entronnen, aufmerksam studiert und in seinem Kopf gespeichert hatte.

Nicht gerade typisch für das, was über „Migranten und Migration“ oft unscharf in den Zeitungen zu lesen ist, hat dieser 16jährige mit dem Grenzübertritt ein Ziel verfolgt: im neuen Land anzukommen und sich nicht erst einmal bedächtig umzusehen und die Früchte des bundesdeutschen Paradieses zu bestaunen. Nein, er war hier, um es zu erobern – oder, etwas bescheidener ausgedrückt, um hier Fuß zu fassen und auf sich aufmerksam zu machen.

Becker, dem bis dahin nur einige Brocken Deutsch vertraut waren, die ihm seine galizische Großmutter beigebracht hatte, begann, die Sprache des Landes, in dem seine Eltern lebten, zu lernen, und zwar mit einer Emsigkeit und Geschwindigkeit, für die das Deutsche den recht ungalanten Begriff

„Affentempo“ hat. Er lernte und schrieb und schrieb und lernte, gespannt und wach wie einer, dem nichts entgehen durfte – ein Schriftsteller eben, von Anfang an. Er arbeitete tags und mehr noch nachts an Gedichten und Prosa, literarisch bemuttert (man müsste „bevatert“ sagen) von seinem Entdecker Bernd Gosau, der seinerzeit in Bremen die Literaturzeitschrift „Stint“ und den „Stint Verlag“ verantwortete.

Gut zwölf Jahre nach 1985, nach der Übersiedlung aus Polen also, veröffentlichte Becker seinen ersten – deutschen – Roman, der 1997 unter dem Titel „Der Dadajsee“ erschien. Und mit diesem Roman hatte er seinen Kosmos gefunden, den er nie mehr verließ: die Seen und Wälder, die Hütten, Dörfer und Städtchen des nach 1945 polnisch gewordenen Masurens, wo die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts besonders eklatante Narben hinterlassen hatte. Nach dem „Dadajsee“ folgten, in den dann 14 Jahren bis heute, zwölf Bücher: sechs Romane, vier Gedichtbände, je eine Novelle und ein Erzählband. Man kann sagen: eine reiche und gewaltige Ernte in der erst fremden, bald aber – und nun schon längst – eigenen Sprache.

Heute, 2012, ist dieser Autor viel auf Reisen, stellt lesend, erzählend, gestenreich und überaus unterhaltend seine Bücher vor und ist, als europäischer *homme de lettres*, der auch weiß, dass er ein *zoon politikon* ist, ein an vielen Orten gern gesehener Gast, wenn es um gesellschafts-, wirtschafts- und außenpolitische Debatten geht, um Streitkultur, um den genuin demokratischen Austausch von Argumenten, um das, was man „Dialog“ nennt. Am allerliebsten aber ist er zu Hause in seinem Arbeitszimmer, umzingelt von Büchern, Schallplatten und CDs, von Fotos, Skizzen und – ja, auch dies – von Heiligenbildern. Der Bahnhof ist in Sichtweite und zu Fuß in etwa zwei Minuten zu erreichen, Grundschüler lärmen auf der Straße, bis sie von ihren Müttern abgeholt werden. Der Duft einer Hühnersuppe aus der Küche nebenan umweht den Autor und seinen Besucher, ein Glas Wasser steht neben dem Computer, abends darf es auch ein Wodka sein, und in diesem Arbeitszimmer in Verden entstehen Beckers Bücher; in denen er die Leser ins Reich seiner Erinnerung führt, zu den Menschen in oder aus Masuren, die, jeder und jede für sich genommen, nichts anderes sind als ein Stück dieses Artur Becker.

Schreibend haucht er seinen Geschöpfen Leben ein und stattet sie mit einem Wissen aus, das ihnen selbst oft gar nicht bewusst ist: dass sie nämlich auf ihren Wegen und Irrwegen einem Ziel zu folgen haben, das ihrem Dasein Einzigartigkeit und Würde verleiht. Und das auf die Liebe des anderen abzielt, auf die Liebe des Gegenüber – und aufs Aufgehobensein im großen Universum, das einen Gott kennt. Dies kann in der dunklen Höhle eines Kinos sein, in der Werkstatt eines Schusters oder an einem lauwarmen Abend am Dadajsee, an dem zwei sich begegnen und nach dieser Begegnung verändert sind. Als Gestalter dieser Szenarien ist Becker ein *creator mundi*, ein Zauberer, der von Hoffnungen und Enttäuschungen erzählt, mitfühlend, mitreißend, fesselnd. Ein aufmerksamer Wegbegleiter Beckers, der Publizist Klaus Hübner, dem wir die erhellensten Kritiken der Bücher unseres Autors verdanken, hat es so beschrieben: „Beckers postbarocke Fabulierkunst entführt den Leser in eine Welt, in der die Grenzen zwischen historisch plausibler Realität und magisch verklärtem Traumreich immer mehr verwischen.“

Lassen Sie mich hier einige dieser Beckerschen Figuren nennen, die schon am Klang ihrer Namen ihre Singularität, ihren wundersamen Eigensinn erkennen lassen:

Kuba Dernicki und der bucklige Norbert, der Schuster Lupicki und Renata Kuglowski, der Kartenabreißer Arek, der Autohändler Frédéric Chopin, Antek und seine Geliebte Beata, Onkel Jimmy, sein Neffe Teofil und dessen Frau Agnes, die ihren Traum von Amerika träumen, die Geschäftsfrau Lidka oder Marek, ein *alter ego* von Artur Becker, der Bartoszyce, die Geburtsstadt seines Vaters wie die Geburtsstadt unseres Autors, verlässt, weil es hier nichts mehr für ihn zu tun gibt – und weil es ihn einfach wegzieht von hier, als würde er hören, wie die Stimme von Charles Bronson in einem Lied von Udo Lindenberg ihn auffordert: „Hey Baby, steig auf, lass uns beide, du und ich, lass uns jetzt beide nach Las Vegas reiten, die Sonne putzen.“ Ja, auch darum geht es Artur Becker: um die Sonne und die Sterne, um die Anziehungskraft des Utopischen, um die Beschwörung dessen, dass es irgendwo das Glück geben muss, vielleicht sogar zum Greifen nah.

In Beckers erzählerischem Werk kommen (und auch das ist etwas Besonderes, in der Literatur nicht eben Häufiges) die Generationen gleichberechtigt zu Wort, der Jugendliche wie der Großvater oder die Großmutter, der Trunkenbold in der Mitte seines Lebens und die verblühende Schönheit, die noch immer – mal körperlich, mal intellektuell – zu attrahieren versteht. Indem sich Becker allen Generationen öffnet und sie in ihre Unabhängigkeit entlässt, befolgt er ein Credo von John Steinbeck, der einmal behauptet hat: „Die jüngere Generation ist der Pfeil, die ältere der Bogen.“

Artur Becker, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist jetzt 44 Jahre alt, hat Preise erhalten und viele Anerkennungen erfahren, ist ein respektierter Bürger unseres Landes, der sich auch und immer öfter mit Essays zu tagespolitischen Fragen zu Wort meldet. Er ist ein Schriftsteller, dessen Neugier unstillbar ist, dessen Humor immer wieder neue Kapriolen schlägt, der das Mittelmaß hasst und der der herrschenden, meist harmlosen Entertainmentkultur seine Fähigkeit, geschickt und listig zu unterhalten, entgegenhält. Er, der sich selbst „als polnischen Autor deutscher Sprache“ bezeichnet, ist, wenn Sie so wollen, ein durch und durch heutiger Autor, der unserer von Globalisierung geprägten Zeit, unserer Zerrissenheit und unserer Ängstlichkeit den Spiegel vorhält, in dem wir uns betrachten und uns, mit den Figuren des Autors, erkennen.

Wenn Becker zu Hause in Verden an der Aller ist, sieht er, ich erwähnte es schon, den Bahnhof – quasi vor seiner Nasenspitze. Ich gehe davon aus, dass er diesen Ort aus freien Stücken gewählt hat. Der Bahnhof ist das Symbol für Ankunft und Abschied, steht für freudvolle und bittere Momente, steht für: Artur Becker. Indem er eines Tages – als sehr junger Mann – Abschied genommen hat (im Unterschied zu Leuten, die „einfach mal weg“ sind, oder zu solchen, die nach verwegenen Reiseabenteuern wieder im Schoß des Gewohnten landen), indem er bewusst und ernst und mit allen möglichen Konsequenzen „auf Wiedersehen“ zum Land seiner Geburt gesagt hat, hat er sich die Ankunft an einem anderen Ort erst wirklich ermöglicht. Und wenn wir auf diesen Künstler des Abschiednehmens und des Ankommens schauen, auf ein Oeuvre, das irritierend aufregend ist und dabei eine so wundersam warme Grundtemperatur hat, ohne an irgendeiner Stelle behaglich zu sein, dann verstehen wir den Satz des großen Michel de Montaigne, der vor über 400

Jahren gesagt hat: „Wenn wir Abschied nehmen, wird unsere Neigung zu dem, was wir schätzen, immer noch etwas wärmer.“

Die Heimat, meine sehr geehrten Damen und Herren, ist da, wo man geboren und aufgewachsen ist, und dort, wo man arbeitet, lebt, Freude und Freunde hat. Artur Becker, der aus diesem Da und Dort schöpft und die Erinnerungen an die polnische Welt dadurch verlebendigt, indem er virtuos, ja meisterlich die deutsche Literatursprache handhabt, hat nicht die *eine* Heimat – er ist und bleibt ein Grenzgänger, der sich mit 16 Jahren aufgemacht und Jahre später erkannt hat, dass – dies ein Zitat – „ich auf irgendeine Art und Weise für mein neues Land Verantwortung übernehmen musste ...“

Lieber Herr Becker, lieber Freund Artur, das hast Du getan – mit Deinem Schreiben. Deine Kunst besteht im Dialog zwischen der deutschen Sprache und dem Inhalt Deiner polnischen Erinnerungsschatztruhe – insofern dürfte es nicht als abwegig empfunden werden, wenn ich Dich am heutigen Tage und an diesem Ort als „Meister des Dialogs“ bezeichne und Dir, wie alle hier im Saal, von Herzen gratuliere.